

DIETER BEDNARZ



Schwer
ERLEUCHTET

KNAUR 

dass er auch mit achtundsiebzig Jahren noch so rüstig war. Oft dachte der Mönch, dass es die Liebe war, die ihn so jung hielt. Die Liebe zu den Menschen, zu den Tieren, zu dem Tempel, der sein Zuhause war, seit er als Sechsjähriger an der Hand seines Vaters um die Aufnahme gebeten hatte.

Zu der kleinen Welt des Mönchs Siri zählte auch »Pünktchen«, ein mehr als ausgewachsener Waran, über zwei Meter lang und um die zwanzig Kilo schwer. Der Ehrwürdige kümmerte sich um solche Angaben ebenso wenig, wie er auf die Uhrzeit achtete. Aber dass Pünktchen, den er wegen der hellen Flecken auf seinem Rücken so genannt hatte, ein besonders beeindruckendes Exemplar war, merkte man schon daran, dass keines der Kinder aus dem Dorf mit ihm Schabernack trieb. Keiner der Jungen wollte einen Schwanzschlag abbekommen oder mit den scharfen Krallen des Tieres Bekanntschaft machen. Für die Männer im Dorf waren Warane eine begehrte Beute, um sie zu verspeisen und ihre Haut zu verkaufen. Doch Pünktchen hatte nichts zu befürchten. Er stand unter dem Schutz des Ehrwürdigen, der ihm jeden Tag vor den Tempel eine große Schale mit frischem Wasser stellte. Dazu gab es ein paar leichte Klaps auf die flache Schnauze. Zufrieden ließ der Waran seine lange Zunge ein paar Mal hervorschießen, bevor er wieder Mäuse und Ratten jagte und sich über den wenigen Abfall, den der Ehrwürdige verursachte, hermachte.

Und dann war da noch »Söckchen«, die Haus-und-Hof-Katze des Tempels, die an ihren Pfoten weiß gezeichnet war, als würde sie kurze Strümpfe tragen. Trotz der vielen Jahre, die sich Söckchen das Gelände mit Pünktchen teilte, traute sie dem Waran nicht.

Auch an diesem Morgen gab der Ehrwürdige dem Kätzchen seine Schale mit Milch, obgleich sie ihm dann selbst für den Tee fehlte. Aber wenn sich Söckchen vor Siri auf den Rücken warf und sich ausgiebig kraulen ließ und dabei behaglich schnurrte, dann war der Ehrwürdige sehr glücklich und verzichtete gern.

Wie das Anzünden der Kerzen im Tempel und die Meditationen gehörte es zu den täglichen Ritualen des Mönchs, mit dem Buddha Zwiesprache zu halten.

Nun war der historische Buddha schon rund zweitausendfünfhundert

Jahre tot, und die große Figur nach dem Ebenbild des Erwachten im Eingang des Tempels war nicht mehr als eine schön bemalte Statue. Man darf sich den Dialog zwischen dem Mönch und dem Buddha also nicht als laute Rede zwischen einer Gipsfigur und einem allein in seinem Tempel lebenden Mann vorstellen, der vielleicht etwas wirr geworden war. Vielmehr war der Mönch in den Jahrzehnten der Meditation der Erkenntnis der Wahrheit so nahe gekommen, dass er in Momenten der Besinnung den Buddha vor seinem geistigen Auge sah und ihn auch wirklich hörte – so wie es der Erwachte vor seinem Tod den Mönchen, den Baches, zum Trost in Aussicht gestellt hatte: »Wer die Wahrheit sieht in meiner Lehre, der sieht auch mich.«

Die Dialoge des Mönchs Siri mit seinem inneren Buddha führten bisweilen zu munteren Diskussionen über die Lehre und das Leben.

Am Morgen jenes Tages hatte er nach seinem Dialog mit dem inneren Buddha wie jeden Vormittag seine Satipatthana-Meditation begonnen, mit der er seine Achtsamkeit schulte.

»Ich atme ein«, sagt er langsam, sehr langsam. »Ich atme aus«, sagte er noch langsamer. So zählte er zehn Atemzüge und begann dann wieder von vorne. Dabei betrachtete er seinen Körper, »von der Fußsohle an aufwärts und vom Haarschopf abwärts«, wie es der Buddha einst geraten hatte. Alle zweiunddreißig Körperteile, wie sie in den alten Schriften aufgeführt waren, stellte er sich bewusst atmend vor. Vom Kopfhaar, über Haut und Fleisch bis hin zu Galle, Eiter, Schweiß, Fett, Gelenkschmiere und Urin. Es war eine Meditation, die ihn über viele Jahrzehnte gelehrt hatte, seinen Körper anzunehmen, so wie er war: vergänglich.

Und in der Erinnerung an seine damalige Körperbetrachtung fand der Ehrwürdige auch an seinem ersten Abend in der großen neuen Stadt endlich die ersehnte Entspannung und seinen Schlaf. Ganz ruhig lag er da, ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände gefaltet auf dem Bauch, eins mit sich und der Welt, die ihm so fremd war.

Kapitel 4

Scheiß Wecker! Gut, dass dieses blöde Ding in Reichweite war. Ronald Wulf packte den Wecker und warf ihn an die Wand. Auch wenn er, den alle nur Ronni riefen, ein sehr emotionaler Mensch war und sich gern mal verschätzte, was seine Macht und Möglichkeiten anbelangte, er wusste, dass er heute pünktlich sein musste. Aber um acht aufzustehen war für ihn nun mal eine Zumutung.

Ronni brauchte nicht lange, um sein sauberstes dreckiges Hemd zu finden, sich in seine Cowboystiefel zu zwängen und die Lederjacke überzuziehen. Zeit kostete ihn nur sein Pferdeschwanz. Dass unter seinen Fingernägeln noch literweise Motoröl klebte, war ihm egal. Ein Muss hingegen war, sein schwarzes Haar ordentlich zu bürsten. Er war doch kein Assi, oder?

In einem der vielen Polizeiprotokolle, in denen er schon aufgeführt war, hatte Ronni einmal gesagt, er suche die Gewalt nicht, aber sie finde ihn manchmal. So wie heute Morgen auf dem Weg zum Lift. Es war vorher schon laut gewesen in einem der Appartements neben ihm. Aber just als Ronni vorbeiging, flog die Tür mit der Nummer sechzehn auf, und eine Frau, die mit ihren schwarzen Locken und ihrer kaffeebraunen Haut ein echter Blickfang war, schubste zwei Kerle aus ihrer Bude. Ronni scherte es nicht, Schlägereien waren in diesem Hochhaus an der Tagesordnung. Scharfe Bräute auch. Auf dem Kiez hieß das Gebäude nur der »Nuttenbunker«.

Doch die Braut, die ihre Besucher mit so etwas wie »Filha da puta« anbrüllte, war für Ronni der Schuss des Tages, egal was die nächsten Stunden ihm noch bringen würden. Er wusste gar nicht, wo er zuerst hinschauen sollte: auf das rote Kleid, das mehr ein Stofffetzen war? Auf die langen Beine in den hohen Stiefeln? Oder auf die prallen Brüste, die zu schön waren, um echt zu sein.

Für den Körper braucht die einen Waffenschein, dachte er, als einer der beiden Typen ihn anrempelte.

Und was machte Ronni, friedliebend wie er war? Er ging einfach weiter zum Lift. Er wäre auch brav nach unten gefahren, wenn der andere Typ der Frau nicht eine geknallt hätte. Frauen schlägt man nicht! Das war eine der Regeln, die Ronni sich selbst gesetzt hatte. Und mit Frauen handelte man nicht, ebenso wenig wie mit Waffen. Und alles, bei dem Kinder zu Schaden kamen, war für Ronni sowieso ein Verbrechen, und zwar ein schweres. Ronni hatte da so seine Werte.

Also ging er zu dem Typen zurück und sah ihn an: »Lasst es!« Ronni sprach ganz ruhig.

»Verpiss dich!«, brüllte darauf der eine.

»Großer Fehler«, meinte Ronni. Niemand sagte so etwas zu ihm, schon gar nicht zwei Halbstarke.

Nach einer Minute sahen die beiden das auch ein, aus der Bodenperspektive.

Die Frau aus Nummer sechzehn hatte die Schläge und Tritte, die Ronni verteilte, gelassen verfolgt. Als Ronni sich die Knöchel rieb, stellte sie sich vor: »Hallo, starker Mann. Ich bin Schuschu. Und wie heißt du?« Sie sprach mit einer kräftigen Stimme, die durch ihren Akzent aber viel weicher, weiblicher, ja geradezu niedlich klang.

Könnte eine Französin sein, dachte Ronni. Vielleicht kam sie auch aus Südamerika oder Afrika. Woher sollte er das wissen.

»Wie kann ich mich bedanken?«, fragte Schuschu und riss Ronni aus seinen geographisch-ethnologischen Überlegungen.

»Lass mal gut sein.« Ronni hatte es eilig und wandte sich ab.

Im Aufzug spürte er, wie gut ihm der kleine Zwischenfall getan hatte. Erstens war er jetzt voll wach, und zweitens hatte er eine gute Tat begangen. So einem hilfsbereiten Kerl, da war sich Ronni sicher, würde der liebe Gott bestimmt vor Gericht beistehen. Dass er beim Schulgottesdienst hin und wieder in den Klingelbeutel gegriffen hatte, das müsste selbst bei dem da oben verjährt sein.

Kapitel 5

Nimm du ihn«, sagte Daniel und trank einen großen Schluck Kaffee.

»Ich habe eine Verhandlung«, entgegnete Maya und schüttete Müsli in ihren Joghurt.

»Und ich habe einen Dreh«, erwiderte Daniel. »Außerdem hast du ihn gestern Abend so hofiert, dass er bleiben musste.«

»Aber du hast mit ihm im Urlaub die Strandspaziergänge gemacht ...«

»... weil du vor lauter Öl-Güssen und Massagen keine Zeit für mich hattest.« Daniel stellte seinen Becher so heftig auf dem Küchentisch ab, dass Kaffee rausschwappte.

»Und wer hat sich nach unserer Rückkehr damit gebrüstet, einen buddhistischen Mönch zum Freund zu haben?«, fragte Maya und blitzte Daniel über ihre Joghurtschale hinweg an.

»Nur deshalb war er bereit zu dieser Hochzeitszeremonie. Sonst hätte er seinen Tempel für so was nicht hergegeben.«

»Für so was?« Maya hielt beim Löffeln inne und sah Daniel aus zusammengekniffenen Augen an. »So sprichst du vom schönsten Tag meines Lebens?«

»Du wolltest die Hochzeit, mein Herzblatt«, sagte Daniel, betont bittersüß, »du wolltest den Mönch. Und jetzt hast du ihn.« Er nahm noch einen Schluck von seinem Kaffee, goss den Rest aus dem Becher in den Ausguss, schenkte Maya zwei übertrieben laute Luftküsse und rief ihr aus dem Flur noch »Schöne Erleuchtung« zu.

»Und du hast die Einladung ausgesprochen«, rief ihm Maya hinterher. Mit Rücksicht auf den Mönch rief sie es gedämpft. Sie wusste, dass Daniel sie nicht mehr hörte. So ein Blödmann, dachte sie und fügte sich in ihr Schicksal.

Vorsichtig klopfte Maya an die Tür des Gästezimmers: »Sind Sie